

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 146.

Dienstag, 31. Mai

1932.

Wo ist Schokolade!

Roman von Christel Broehl-Delhaes.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war nur eine unscheinbare Gestalt in Schwarz, die in der Türöffnung sichtbar war und sich anschickte, die hohen Treppenstufen herabzusteigen. Als sie auf der untersten Stufe stand, war sie genau so groß wie Markus, dann aber, auf dem Bahnsteig angelangt, zeigte es sich, daß diese schlanke, schmale Gestalt zu Markus schöner Größe aufblicken mußte. Und sie tat es.

Ein wenig den Kopf in den Nacken gelegt, daß sich das ferdige, helle Blond der Locken zu beiden Seiten des Hutes auf die schwarzbekleideten Schultern legte, sah Mythe Gereuter Markus Lyba aus den von schweren Lidern beschatteten, grauen Augen an.

„Herr Doktor Lyba? Ihre Schwester war so unendlich liebenswürdig, mich aus all dem Schweren dort unten — — mitzunehmen. In die Sonne hinein, wie sie sagte — —“

„Herzlich willkommen, Frau Gereuter!“ erwiderte Markus und ärgerte sich über die banale Kürze seiner Begrüßung. Er ärgerte sich aber noch mehr, ärgerte sich über das Gefühl, das urplötzlich aufgestaunt war für diese schmale, zerbrechliche Frau, das Gefühl, das einen jeden starken Menschen bei ihrem Anblick befallen mochte: das Gefühl des Beschützenmüssens! Ihre wunderbare Hilfslosigkeit war die gefährlichste Waffe dieses Wesens. In der ersten Sekunde des Sehens war es Markus Lyba ganz klar, was den starken und hellen Hellmuth Gereuter an dieser Frau gefesselt hatte, was auch ihn fesselte. Fesselte? Ja, aber sicher, was denn sonst?

„Ich hoffe, Charlottes Aufforderung ist Ihnen nicht unlegen?“ fuhr Mythe fort, der Markus zwei Worte ein wenig unbehaglich waren. „Ich möchte um alles in der Welt nicht lästig fallen.“

Markus Lyba lachte.

„Lästig fallen?“ Das war doch zu amüßant, daß dieses schene, schattenhafte Wesen fürchtete, daß es lästig fallen könnte. „Das Lybahauss ist so groß, daß es schon eines anderen Menschenaufgebots bedarf, um gefüllt zu erscheinen!“

Mythe Gereuter erschrak sichtlich.

„Aber, nicht wahr, es ist doch nicht einsam? Charlotte ist ja viel weg, das weiß ich — — Hellmuth war ja auch immer fort“, sie seufzte. „Aber nicht wahr, Sie sind doch da? Ich bin doch nicht den ganzen Tag allein?“

Markus Lyba spürte eine so heiße Welle zum Herzen, daß er erschrak. Er hatte die Empfindung, unter einem Einfluß zu stehen, der ihm zuwinken wollte, Mythe Gereuter aufzuheben, auf seine Arme zu nehmen und fortzutragen, die kleine Mythe Gereuter, ein kleines, mildes Mädchen, eine kleine, vertrauensvolle Patientin; er erschrak, weil es eine Frau, ein erwachsener Mensch war, der dieses Gefühl in ihm auslöste.

„Ja, ich bin da, Frau Mythe, ich bin immer da, wenn Sie mich brauchen!“ Sie sah ihn ein klein wenig

erstaunt an. Eben so kalt und nun so herzlich — — Komischer Mensch, Charlottes Bruder — —

Natürlich ärgerte sich Markus schon wieder. Wieder viel weniger warm, meinte er, es zöge hier, man wolle doch in den Wartesaal gehen.

Sie gingen in den Wartesaal. Mythe trank warmen, belebenden Kaffee und Manfred freundete sich mit Markus an. Mythe schien überhaupt von Markus vergessen zu sein; er schaute sich nicht mehr nach ihr um. Klein, in sich versunken und fremd, hockte Mythe infolgedessen auf ihrem Platz. Sie sehnte sich nach Charlotte. Es gab ja keinen Menschen mehr wie Charlotte — —

Dann fuhr Markus plötzlich herum. Zerknirscht sah er aus.

„Da schreibt mir Charly, ich soll für Sie sorgen und dann bekümmere ich mich gar nicht um Sie. Aber ich habe Kinder so gern — —“

Mythe sah sehr bekümmert aus.

„Also, nur weil Charlotte Sie darum bat, kümmern Sie sich um mich? In Wirklichkeit können Sie mich eigentlich gar nicht gebrauchen, nicht wahr?“

Es war verblüffend, wie offen und klar Mythe einem alles zu sagen wußte, was sie annahm. Sie verblüffte auch Markus.

„Ja, ich bin nur gekommen, weil Charlotte bat“, gab er ehrlich zu. „Es kam mir ungelegen. Ich mußte sogar eine Sprechstunde verlegen. Ein Arzt ist der gebundenste Mensch der Erde. Es tat mir sogar leid. Aber nun nicht mehr. Nun freue ich mich ehrlich, daß Sie gekommen sind, daß einmal ein anderer Mensch bei uns im Lybahauss wohnen wird. Für Abwechslung wollen wir schon sorgen. Zum Beispiel: ich nehme Sie auf meinen Besuchen über Land öfters im Wagen mit, nicht wahr? Oder mögen Sie nicht?“

Natürlich wollte Mythe. Ihre Augen lagen lange nicht mehr so müde unter den schweren Lidern, ja sogar, sie lächelten, lächelten Markus Lyba an in einer dankbaren und hoffnungsvollen Freude.

Charlotte kam etwas erheitert an und schien sehr zufrieden, daß Mythe und Markus sich verstanden. Sie bestellte einen Kaffee für sich und studierte die Abfahrtszeiten der Züge. Markus und Mythe unterhielten sich weiter, ohne daß Charlotte sich zu beteiligen brauchte.

Ganz heimlich — Mythe sollte es nicht sehen — wurde Hellmuths Vermächtnis ins Haus und in Charlottes Verwahrungsraum geschafft. Mythe hatte es aber doch gesehen und obwohl sie Charlottes Rücksicht anerkennt, ist doch der kleine Schmerz wieder da, daß Charlotte teilhat an Hellmuth, teilhat an einer Sache, die Mythe nicht versteht, mit der sie nichts zu tun haben will, die aber doch ihr gehört und nicht Charlotte. Mythe schämt sich gründlich dieser Regung. Die gute, herzliche Charlotte. Und dann ist man undankbar — —

Gleich am ersten Tage hatte Mythe das mit den Gastgebern regeln wollen: sie wollte Pension zahlen, für sich und Manfired, für das Mädchen. Aber Charlotte so gut wie Markus wehrten sich entrüstet dagegen. Sie brauchten doch beide nicht zu sparen, sie hätten doch keine „Familie“, nein, sie wollten kein Geld. Mythe sei ihr Gast, dessen Anwesenheit Leben in das Haus brächte. Manfired hätte man unendlich lieb. Mythe solle alle Gelder ruhen lassen. Später einmal würde Manfired viel kosten — — —

Die Tybas sind herrliche Menschen — — —

Nach acht Tagen ist dann Mythe zu Maria in die Küche gestiegen. Grete war mit Manfired spazieren, der Doktor auf Visite, Charlotte in der Fabrik; Mythe und Maria waren allein im Hause.

Mythe hatte Maria noch nicht viel zu Gesicht bekommen. Grete servierte nun bei Tisch und half beim Zimmeraufräumen. Für Maria blieb die Küche, die Wäsche, das Kliden. An diesem einsamen Nachmittage stieg also Mythe zu Maria in die Küche hinab.

„Guten Tag, Maria!“ Maria schaute von der Nähmaschine auf und knurrte einen Gruß.

Mythe zog sich einen Stuhl heran und setzte sich Maria gegenüber.

„Maria, Sie müssen mir helfen! Darum bin ich heute zu Ihnen gekommen!“

Die alte Maria mit dem ablehnenden Gesicht schaute auf. Sie begegnete den beiden schönen, bittenden Frauenaugen.

„Sehen Sie, Maria, Charlotte ist so gut zu mir, so ganz wunderbar gut. Was wäre ohne sie aus mir geworden? Ich möchte ihr so gerne danken, so durch kleine Aufmerksamkeiten und so. Verstehen Sie? Ich möchte Charlotte etwas Persönliches zu Gefallen tun. Wissen Sie da etwas, was ich Ihnen abnehmen kann?“

Maria fühlte sich unter den warmen Worten butterweich geworden.

„Ich wüßte nicht — — — es ist ja ohnedies fast nichts mehr zu tun, nachdem Sie das Mädchen mitgebracht haben, gnä' Frau!“

Dieses „gnä' Frau“ klang hart und kalt und erkennbar feindselig.

„Maria, ich habe natürlich nicht im entferntesten daran gedacht, in Ihre Rechte einzugreifen, als ich Grete mitbrachte. Sie sollte auch für den Jungen sein. Ich konnte Ihnen doch nicht mehr zumuten, sich mit dem kleinen, wilden Bengel herumzuschlagen.“

„Nu natürlich — — ich bin ja rein verfallen auf dem Herrn Hellmuth seinen Jungen — — —“

Wieder der schmerzhafteste Stich. Sie alle in diesem Hause, sie alle hatten Hellmuth länger gekannt als sie selbst, hatten ihm nahegestanden, sehr nahe, hatten ihn geliebt.

„Es ist doch auch mein Junge, Maria!“ sagte Mythe still und so hoffnungslos, daß Maria erschraf. Was hatte sie denn angerichtet? Hatte nicht Fräulein Charlotte angeordnet, daß der jungen Frau die Erregung ferngehalten werden sollte?

„Nu natürlich doch“, begütigte sie rauh, „aber den Herrn Hellmuth haben wir doch noch ganz anders gekannt wie Sie!“

Mythe bezwang sich.

„Nun, wie ist es denn mit den kleinen Persönlichkeiten — — —?“

Maria war jetzt ganz weich. Diese junge Frau mußte einem wirklich leid tun, so etwas Zerbrechliches und Wehes, und — sie hatte den Herrn Hellmuth sicher unendlich gern gehabt; das verjöhnte mit ihr.

„Ja, ich lasse jeden Nachmittag nach dem Anruf Fräulein Charlottes das Badewasser für sie ein und dann mache ich eine vorzügliche, kalte Platte für sie. Wenn Sie das tun wollen?“

Mythe war so dankbar wie ein Kind und reichte Maria über die Nähmaschine hinweg die feine, blasse, arbeitungsgewohnte Hand.

„Vielen Dank, Maria, ich möchte in diesem Hause, wo alles arbeitet, nicht das Treibhauspflänzchen sein. Ich hoffe, Maria, wir können künftig öfter einmal zusammen etwas ausheden, was den zwei Tybas Freude macht, ja?“

Als Mythe die Küche verließ, hatte sie auch das spröde Herz der alten Maria gewonnen.

Markus Tyba wußte vor guter Laune nicht, wie er diese wohl genüßsam äußern könne, nicht zuletzt um seiner eigenen Befreiung willen. Auch übermäßig gute Laune kann einen drücken und zwicken, bis man sie verausgabt hat, bis man sie gewissermaßen weitergeben kann mit dem Ziel der Verzinsung, damit man von der guten Laune der anderen, mit denen man spekuliert hat, noch profitieren kann. Er nannte Charlotte bei jeder Gelegenheit „Charly“, ein Name, der eigentlich nur zu festlichen Anlässen gebraucht wurde, da er für den selbständigen und willensstarken Ingenieur Tyba bei weitem zu weichlich und zärtlich klang. Markus aber sagte heute „Charly“ und er hatte damit eine eigene Art, das auszusprechen, so, daß es herzlich und weich klang wie eine Melodie. Er wandte sich in seinem Übermut auch gegen den Gast des Hauses und sagte auch zu ihm mit der ganzen Fröhlichkeit seines gesunden und geraden Wesens:

„Nun wäre es schön, wenn man auch Ihren Namen kürzen könnte. Es klingt so ernst und geheimnisvoll „Mythe“, man hat immer Angst, daß Sie ein Menschenwesen sind, das sich eines guten Tages in ein Nichts auflöst — — Mythe — — Mythe — — nein, abkürzen kann man nicht! Schade!“

Mythe Gereuter hatte die Augen mit einem kurzen schimmernden Blick auf Markus gerichtet. Einen Augenblick schien es, als wolle sie lächeln, dann schien eine Erinnerung aufzuflammen, stärker zu sein, eine von den Erinnerungen, die wehtaten.

Manfired schaute von einem zum anderen. Er wußte durchaus nicht, warum Mutti schwieg? Warum sagte sie dem netten Onkel nicht, daß es auch für Muttis Namen eine Abkürzung gab? Er hob sein lebenerfülltes Gesicht und posaunte stolz über den Tisch: „Bati hat aber einen erfunden, er konnte Muttis Namen schon abkürzen. Bati sagte immer „Mylein“ oder auch „Mythlein“.“

Eisige Stille folgte dem Satz aus Kindermund. Mythe Gereuter, die erst ihr Kind mit schreckhaft großen Augen angesehen hatte, flüchtete mit ihrem aufgestörten Blick in ihren Schoß, in dem ihre beiden Hände krankhaft blaß und wesenlos ruhten.

Markus Tyba zwang sich, den heiteren Ton nicht zu verlieren. Er nickte dem Knaben zu und erwog unbefangen:

„Ist das aber ein passender Name! Das klingt ja wie „Mühllein“ oder „Mühlein“, Mühllein von „Muh“, die Aller kleinsten sagen es zum Küchlein. Und „Mythlein“? Das ist schon schön, aber es hört sich an wie „Müblein“, müdes Müttlein, Müblein — — —“

Während das Kind unbekümmert und erfreut zustimmte, kämpfte Mythe mit den Tränen. All das schöne, herrliche Verlorene um Hellmuth wurde wieder wach, alles, was eingeschlummert war in der neuen Umgebung. Man würde ja das Wort „Mythlein“ nie, nie mehr hören. Das hatte nur einer sagen können, nur einer.

„Ich denke“, sagte Charlotte, die Mythe begriff, „der Name gehört der Mutti ganz allein und wir wollen ihn nun nicht mehr nennen, weil Bati ihn für Mutti gehabt hat — — —“

Mythe hob das Gesicht, das traurig war von vielen, stillen Tränen. Unbegrenzte Dankbarkeit verrieten die sprechenden Augen.

Nicht wahr“, vollendete Charlotte und erwiderte Mythens Blick mit aller Wärme und allem Verständnis ihres Frauenherzens.

Danke!“ zwang Mythe hervor und griff nach ihrem Glase, das würgende Knäuel in ihrer Kehle mit dem Wein herunter zu spülen.

(Fortsetzung folgt.)

Königskampf.

Von D. Jenzner, z. B. Bad Altheide.

Ein leichter Nebel steigt vom Wasser auf und verwehrt der Sonne, die eben über eine Baumgruppe emporgeleitet ist, den friedlichen See als Spiegel zu benutzen, um sich an ihrer eigenen Götterherrlichkeit zu erfreuen. Aber sie blüht mit ihren funkelnden Augen so lange auf das dampfende Wasser, bis es dem Nebel unbehaglich wird, und er sich ängstlich zu drücken sucht. Auf den Schwingen eines sanften Morgenlächelns segelt er davon und gibt dem Sonnenbild die Wasserfläche frei. Nun hat das Auge Gelegenheit, Umschau über die bläulich schimmernde Seeoberfläche zu halten. Und es sieht mancherlei: In einer sanften Ducht herrscht reges Vogelleben. Besonders ist es eine pechschwarze Gesellschaft, die das große Wort führt. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat von der Schnabelwurzel nach der Stirn zu einen weißen Strich, der dem Vogel den Namen „Blähhuhn“ gegeben hat. Einzelne der Hennen haben niedlichen Nachwuchs, der eifrig der Fliegen- und Mückenjagd obliegt.

Etwas abseits rudert eine Stodente mit einem geschlagenen Dugend Jungentchen, die in spaziger Flintheit nach jedem kleinen Lebenszeichen haschen, das im Bereich ihrer breiten, schwarzen Schnäbelschen in der Luft herumtanzt. Mit stolzem Wohlgefallen betrachtet Frau „Schnatterschnabel“ ihre stattliche Kinderzahl, ruft, wenn ihr etwas nicht gebeuer erscheint, ihr warnendes „Nä! Nä! Nä!“ über den See, kimmert sich sonst aber sehr wenig um ihre Nachbarschaft; denn „Schnatterschnabel“ ist eine friedliche Frau, was von den Blähhühnern nicht gesagt werden kann, weil die gern Handel suchen.

Die Entchen haben sich etwas über die Fläche verteilt und berühren sich fast mit den Bläßen. Plötzlich wallt das Wasser beinahe brüllend auf, daß inmitten der gesiederten Welt eine Panik entkeht. Die Schwarzen laufen erschrocken mit ausgedehnten Schwingen ein Stild über den See, die Entchen rudern ängstlich zur Mutter, die mit langem Halse um sich äugt, dann argwöhnisch ihre Sprößlinge betrachtet, als wolle sie diese zählen. Ja, das Zählen! Das ist nicht so einfach! Hätte Schnatterschnabel als junges „Mädchen“ in der Entenschule weniger geschnattert und sich mehr im Zählen geübt, dann wäre es ihr jetzt möglich gewesen, festzustellen, daß die Zahl ihrer Kinder nicht mehr zwölf, sondern nur noch elf beträgt. „Es wird schon stimmen“ tröstet sie sich selber und rudert ein wenig seitwärts, und bald ist die kindliche Fliegen- und Mückenjagd wieder im Gange.

Die Blähhühner, denen ja der Schreck auch ein bißchen in die Ruder gefahren ist, sind argwöhnischer als die Entenmania, die eigentlich ein Neuling auf dem See ist und ihren ersten Versuch macht, eine Brut aufzuziehen. Sie hat also noch keine Ahnung von dem furchtbaren Geheimnis der Tiefe, von dem Dämon, der hier herrscht, dessen Begegnung den Tod oder lebenslängliches Siechtum bedeutet. Die Blähhühner aber wissen drinn. Ganz richtig im Wilsie sind sie im Augenblick zwar auch noch nicht, aber eine sehr böse Ahnung ist an sie herangetroffen und macht ihnen schwere Sorgen. „Wer mag das gewesen sein?“ fragt eine mit Nachwuchs gesegnete Henne ihre Nachbarin. „Das möchte ich selber gern wissen!“ entgegnete diese. „Es wird doch nicht...“ „Wer soll es denn sonst gewesen sein?“ unterbricht eine besonders alte, gelbe Henne die Sprecherin. „Den Schlag kenne ich! Den „Schlag“ hat nur Einer im ganzen See: der alte, starke Raubkönig!“ „Bis jetzt fehlen aber keine Kinder,“ entgegnet ein Huhn aufrieden. „Frage mal da drüben bei der Schnatterfrau an,“ orakelt die Alte, „der wird schon ein Kind fehlen. Bei euch kommts noch. Wenn doch endlich mal ein Stärkerer über diesen Unhold kommen und ihn töten würde, damit das Leben in und auf dem See Ruhe hätte...“

Wer ist nun dieser Unhold, dieser Raubkönig? Es ist ein uralter, riesig großer Hecht, der noch an seinen Haken gebissen hat, sich noch in sein Netz verstrickt, dessen Spezialität es ist, alles Jungwasserwild den Müttern einfach vor dem Schnabel wegzuschleuden. — Und noch oftmals wallte das Wasser in Schnatterschnabels Nähe auf und läßt sie argwöhnisch Umschau halten und dann ihre Kleinen der Zahl nach abschätzen, aber immer wieder tröstet sich die Ente mit den Worten: „Es wird schon stimmen.“ Bis die Zahl ihrer Kinder nur noch fünf beträgt. Da endlich erkennt sie das Unheimliche in ihrer Nähe. Und sie verläßt den Platz, um eine andere Stelle des Sees aufzusuchen. Aber der gefräßige Unhold wird die kleine Gesellschaft schon wieder finden und nicht eher Ruhe geben, bis auch das letzte Entchen seinen Schlund passiert hat. Wenn dann die Alte nicht entsetzt abstreicht und den unheimlichen See verläßt, wird auch sie eines Tages von einem breiten, zähnebewehrten Krokodilmaul in ein Ruder gebissen und mit unwiderstehlicher Gewalt hinunter in die schwarze Tiefe gezogen werden, wo sie etwas später in einem Fehlmagen ihr Grab finden wird. — Auch der Orakelspruch des alten Blähhuhnes: „Bei euch kommts noch,“ klang allmählich an, sich zu bewahrheiten. —

Auf einem grünen Saatader liebespielen zwei Hasen. Während einer kleinen Ruhepause jagt Mimelindchen zu ihrem Mimelino:

„Es ist doch zu schön, wenn man nicht mehr um sein Leben zu fürchten braucht, wie im Herbst und Winter.“ — „Na,“ meint Mimelino philosophisch, „unser Leben ist eigentlich immer in Gefahr, wenn auch...“ Er kann den Satz nicht vollenden, weil die Luft ein ganz nahes, aber merkwürdiges Brausen erfüllt.

„Laufen, Mimelindchen!“ kann er noch rufen, dann läuft er der fortstürmenden Gasm nach, und hinter ihm folgt das furchtbare Brausen, das Verhängnis, der Tod. Mimelino legt die Rüssel nach rückwärts und rennt, wie noch nie. Doch näher und näher rauscht der entsehlliche Verfolger. Jetzt schwebt er über ihm, jetzt macht er die gewaltigen Fänge lang, jetzt wirft er sie vorwärts abwärts, jetzt faßt er zu, und eine Anzahl langer, scharfer Dolche bohren sich in Mimelinos Leben. „Diveh! Diveh!“ klagt der Tod, geweilt noch einmal auf, dann hängt er schlaff und leblos in den mächtigen Fängen des Königs der Rüste, des Seeadlers, der ihn dem Horste zuträgt und den prinziplichen Kindern zuwirft.

Sofort nimmt der Adler den unterbrochenen Flug wieder auf; denn vorhin wollte er eigentlich nach dem See, um sein bevorzugtes Schuppenwild zu jagen, als er das Haarwild erlegte, die so leicht erreichbare Beute schlug und nach dem Horste trug.

Der See ist schnell erreicht. Hier löst die Ankunft des Königs der Rüste eine wilde Panik aus. Alles was Federn trägt, sucht Deckung und Schutz in dem grünen Schilfwald, der große Teile des Wassers bedeckt. Die Bläßen haben es besonders eilig: teils fliegen, teils laufen sie mit Hilfe ihrer kurzen Flügel über der Seeoberfläche dem Schutzbuche zu, unter dem sie bald verschwunden sind. Das Wasser ist wie abgelehrt. Aber dies berührt den königlichen Vogel wenig. Mit weit ausladenden, langsamen Schwingen schlägt, Hals und Kopf etwas nach unten gerichtet, rudert er durch die Luft und seine scharfen Blicke bohren sich hinein in die besonnte Seeoberfläche. Jetzt macht er einen Bogen, um eine Stelle etwas genauer zu untersuchen; noch einmal wird der Bogen ausgeführt. Was mag das für ein großer, bläulicher Pfahl sein, der unmittelbar neben einem breiten Seerosenblatt, nahe der Oberfläche regungslos liegt? Der Adler schlägt Kurve um Kurve, dann ist er seiner Sache sicher, und die dramatische Handlung setzt ein: Der Vogel legt die gewaltigen Schwingen bei, stellt den Körper etwas freischrag nach unten, und die Höllenfahrt beginnt, um den „Teufel“ herauszuholen. In wenigen Sekunden ist der fabelhafte Sturzflug beendet, das Wasser spritzt auf, zwei starke, dolchbewehrte Fänge bohren sich hinein in einen breiten, speidigen Budel und ein gigantischer Kampf setzt ein. Der König der Rüste ist an den „Leviatan“, den König der Tiefe geraten, der wohl noch nie in seinem Leben einen solchen Schreck bekommen, einen solch brennenden Schmerz in dem riesenhaften Körper verspürt hat, wie in diesem Augenblick. Wäre ihm die Stimme nicht versagt, er würde ausbrüllen wie ein gereizter Tiger. So aber muß er stumm ertragen, was ihm ein anderer, der ihm an Masse und Gewicht weit unterlegen ist, bereitet. Er will in sein „Unterweltreich“ stürmen, kommt aber nicht von der Stelle; zu stark ist die Bremswirkung der drei Meter lastenden Schwingen, die auf das Wasser klatschen, die sich krampfhaft bemühen, die gewaltige, an den beiden Fängen hängende Last aus dem See und in die Luft zu heben. So zieht der eine nach unten ins dunkle Reich der Tiefe, der andere nach oben, der Sonne entgegen, wie es Adlers Brauch. Aber die so heterogenen Kräfte gleichen sich zunächst noch aus. „Himmel und Hölle“ kommen zu keiner Entscheidung.

Der Adler hat längst erkannt, daß er sich diesmal vergriffen, daß er an den Unrechten gekommen ist und möchte die Fänge gern wieder lösen. Doch es geht nicht! Sind sie nun verkrampft, daß sie dem Willen nicht gehorchen können, oder hat sich vielleicht eine Kralle zwischen zwei Rückenwirbel so fest geklebt, daß sie nicht mehr zurückgezogen werden kann? Wer würde es sagen? Genug der Feststellung, daß die beiden Könige so aneinander geklemmt sind, daß die furchtbare Copula nicht mehr gelöst werden kann.

Der herrliche Seeadler befindet sich in Szenen! Sein Flügel schlagen ist schon längst nicht mehr als Versuch aufzufassen die gewaltige Beute zu gewinnen und nach dem Horste zu tragen. Vielmehr sind es wortlose Hilferufe! Es ist das letzte Aufbäumen gegen die hinunterziehende Gewalt der Tiefe, das letzte, krampfhaftes Sträuben, aus dem goldenen Rüst der Sonne des Lebens hinab in die dunkle Nacht des Todes zu tauchen.

Die Schwingen ermatten, fallen sich teilweise zusammen, und die Bremsfläche wird kleiner, was der wütende Leviatan zu spüren scheint, denn er sammelt noch einmal seine in der Körpermasse liegende Kraft und zieht langsam hinunter ins Totenreich für Lungenatmer. Und langsam, ganz langsam folgt der königliche Vogel der saugenden Nacht. Noch einmal winken die mächtigen Schwingen der lieben Sonne wie zum Abschied; nun geht es tiefer und tiefer. Der Körper ist bereits vom Wasser überspült, jetzt folgt der Hals, jetzt auch der Kopf mit den entsehten Augen. Tiefer, tiefer... dann ein vernehmliches Glucksen, und kleine, runde Kreise spielen über einem Grabe, das sich eben geschlossen. — Und in die dunkle Tiefe gleitet ein merkwürdiges „Koh“ mit einem merkwürdigen „Reiter“, der aber bereits erstickt ist. Und das „Koh“ wird verhungern, denn es kann sich keine Nahrung verschaffen. Der Tod ist also auch ihm gewiß.

Und eines Tages wird vielleicht ein Fischer mit seinem Rege ein Doppelgerippe aus dem See holen, und sich den Kopf darüber zerbrechen, was das eigentlich vorstellen soll und wie die Verbindung entstanden sein könnte. Und man wird die Seltenheit und Seltsamkeit erkennen und für würdig erachten, in den Glasfassen eines Museums zu wandern*), um dem nachdenklichen Beschauer die Geschichte des „Königskampfes“ zu erzählen.

*) In einigen Museen befinden sich tatsächlich solche Doppelstelette.

D. B.

Verträglichkeit.

Von Hasse Zetterström.

Schauplay: Ein großes Banklokal, hell und weit, mit Beamten hinter den Pulten und Ladentischen in Tätigkeit. Die Rechenmaschinen rasseln, und vom Platz draußen dringt das Geräusch der Wagen und Menschen herein. Am Schalterisch der Scheckkasse zwei unbekannte Herren. Der eine lang, schlant, korrekt, mit ernstem Gesicht. Der andere groß, grob, ungeschlacht, geschmacklos gekleidet, mit rohem Gesicht.

Sie stehen nebeneinander und warten auf irgend ein Papier des Beamten hinter dem Tisch. Eine Quittung wird durch die Öffnung in der Glaswand herausgereicht, und der korrekte Kunde nimmt es mit einem Dank entgegen. Der andere Mann wirft einen Blick auf das Papier, reißt es an sich und sagt brutal:

„Hören Sie mal! Das ist meine Quittung!“

Der Mann, der das Papier genommen hatte, tritt es sofort ab, blickt den rauhen Mann vor sich einen Augenblick erstaunt an und sagt in ernstem bekümmertem Ton:

„Wie unfreundlich Sie sind! Wir hart Sie sprechen! Gewiß, die Quittung gehört Ihnen! Ich habe mich geirrt. Ich bitte um Entschuldigung. Aber warum sind Sie so unfreundlich wegen solcher Kleinigkeit? Wäre nicht ein bißchen Höflichkeit und Güte im Verkehr unter Leuten, die sich nicht kennen, angebracht?“

Der große Ungeschlachte reißt sich und erwidert mit gerunzelter Stirn:

„Was reden Sie da für Blech? Kümmeren Sie sich um Ihre Quittungen und lassen Sie meine in Ruhe! Was hat das mit Höflichkeit zu tun? War es etwa nicht meine Quittung?“

„Natürlich war es Ihre Quittung“, sagt der ruhige Mann. „Das habe ich ja schon gesagt. Aber darum handelt es sich ja nicht mehr. Es ist Ihr Ton und Ihre Art und Weise, mit einem Menschen zu reden, der Sie in keiner Weise beleidigt hat oder Ihnen sonst zu nahe getreten ist. Menschen wie Sie machen die Welt zu der Hölle, die sie ist. Solche Leute wie Sie sind es, die die Gesellschaft und die Klassen gegeneinander aufheben.“

Der grobe und brutale Mann lacht roh und breit:

„Sie sind wohl ein bißchen übergeknappst? Ja? Hier zu stehen und solches Zeug in einer Bank zu reden! Hier hat man anderes zu tun! Sie sollten sich Sonntags einen Saal mieten! Dann können Sie einen Haufen alter Weiber als Zuhörer bekommen!“

Der Korrekte lächelt schwach und erwidert:

„Die Säle würden nicht weit reichen. Jeder Ort und jede Zeit ist passend, wenn es sich darum handelt, einen Menschen zu erziehen. Ich werde Ihnen ein Beispiel geben. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie aussehen, als wenn Sie ein ungezogener, rüpelhafter Mensch wären, daß Ihre Gesichtszüge einen niedrigen Charakter verraten, der zu allem fähig ist, daß Ihr Gesicht mit der niedrigen Stirn den Eindruck geistiger Untertasse macht, daß Ihr ganzer Typus der tiefstehenden Welt angehört, mit der man am liebsten nicht in Berührung kommen möchte, wenn ich Ihnen all das und noch manches andere sagte, was wäre die Folge? Sie würden zu Ihrer einzigen Waffe greifen, Sie würden Ihre grobe, schmutzige und ungeschlachte Hand erheben und versuchen, mich zu schlagen. Und was würde dann geschehen? Ich weiche aus, ducke mich, und dann, zu meiner Selbstverteidigung, versehe ich Ihnen einen Schlag — etwa so!“

Der ruhige, korrekte Mensch erhob rasch seinen linken Arm und landete dem anderen einen kurzen Schwinger gegen das Kinn, mit einem so harten Schlag, daß der andere, ohne einen Laut von sich zu geben, wie ein Häufchen auf dem Fußboden zusammenfiel.

Es wurde plötzlich still hinter den Pulten in der Nähe. Die Arbeit hörte auf, und alle starrten auf den ersten, korrekten Mann mit den sanften Gesichtszügen, der zu sprechen fortfuhr:

„Da sehen Sie“, sagte er, „wie es kommt, wenn man zu einem Menschen in einem Ton spricht, wie Sie es getan

haben. Ist das richtig? Sollen wir in dieser Weise miteinander verfahren? Nein, mein Herr! Verträglichkeit müssen wir alle haben! Verträglichkeit ist das einzige, das Höchste für Menschen untereinander!“

Hier schloß er, sah sich traurig und milde bei allen Beamten um, und während der geschlagene Mann in die Abteilung für Hypothekenverkehr getragen wurde, ging er ruhig und still seines Weges durchs Lokal und weiter hinaus durch die großen Schwingtüren. Der Bankbote an der Tür legte die Hand an die Mähe, als er vorbeiging.

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

Schottisches — Allschottisches.

Von Peter Furgelbaum.

Ein Schotte ging in ein amerikanisches Telegraphenbüro, um ein Telegramm an seine Frau aufzugeben. Auf seine Erkundigung erklärte ihm der Beamte, daß jedes Wort 5 Cents koste, die Namensunterschrift jedoch umsonst sei.

Der Schotte überlegte hin und her. Endlich war er mit sich ins Reine gekommen und in seinem breiten Schottischen Dialekt sagte er zum Postbeamten:

„Sie mögen es nun glauben oder nicht: ich bin Indianer und mein Name lautet: „Komme—erst—Mittwoch—nach—Hause“.

*

Mac Clan aus Aberdeen stürzte von einem Dampfer kopfüber die Keeling ins Wasser.

Ein Rettungsring flog ihm nach.

Zweimal war der Schotte bereits untergegangen, nun kam er wieder hoch und, bevor er zum drittenmal versank, schrie er mit letzter Kraft den Kapitän des Schiffes an:

„Berechnen Sie etwas für den Rettungsring?“

*

Old Bayrum brachte seine Familie — Frau und Sohn — an den Zug, der sie in die Sommerfrische entführen sollte. Old Bayrum nahm herzlichen Abschied und gab gute Ermahnungen mit auf den Weg:

„... leb wohl, Vizzy ... gute Reise ... kommt gesund hin ... und wenn unterwegs nichts weiter zu sehen ist, nimm dem Charly die Brille ab.“

*

C. M. Douglas aus Glasgow erschien eines Tages auf der Eisbahn.

„Hallo — Douglas — verdammt kalt heute! Wo hast du deine Ohrentappen?“ sprach ihn ein Freund an.

„O“, antwortete Douglas, „seit dem schrecklichen Mallör trage ich sie nicht mehr.“

Schreckliches Mallör? — Was für ein schreckliches Mallör?“

„Neulich, jammerte Douglas, „neulich lud mich ein Mann zu einem Glase Porter ein, und wegen dieser vermaledeiten Dinger habe ich es nicht gehört.“

*

Tom Risen schickte seinen Jungen fort, eine 10-Pence-Marke zu holen, vom Krämer, gleich um die Ecke. Der hatte welche.

Der Junge kam zurück und brachte zwei 5-Pence-Marken, denn andere waren nicht vorrätig.

„Was hast du gemacht?“ schrie Tom wütend.

„Aber, Vater — das ist doch dasselbe — statt der einen 10-Pence-Marke klebst du die beiden 5-Pence-Marken auf den Brief.“

„Zwei Marken — dasselbe? Da muß ich ja zweimal lesen statt einmal — sparen, mein Junge, sparen!“

*

Alle seine Landsleute übertraf doch McLawers aus Kilmarnock. Der ging eines Tages mit seinem Freunde Bill durch das Hafenviertel von Eastend und beide hatten Durst.

Da sagte Bill: „Du — ich weiß eine Bar — da bedient eine Kellnerin — wenn man der etwas Interessantes erzählt — vergißt sie darüber das Abrechnen.“

Sie stiebelten also in die Bar und die Geschichte verlief programmgemäß. Bill redet fleißig über das Wetter, und Lawers wirft hin und wieder ein Wort dazwischen. Dann trinken sie aus, gehen zur Tür — plötzlich dreht sich McLawers aus Kilmarnock um und sagt zur Kellnerin:

„Liebes Kind — Sie wollten mir doch noch etwas herausgeben.“